



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pilsach, A. Senfft v.: Der junge Bismarck

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der junge Bismarck

Von A. Senfft v. Pilsach



Bismarcks Leben seinem Volke zu schildern, ist keine einfache Aufgabe. Anziehend oder abstoßend strömt der Name des toten Helden noch heute die geheimnisvollen magnetischen Kräfte aus, die dem lebenden verziehen waren. Zustimmung oder widersprechend ist das lebende Geschlecht in Deutschland mit seinem politischen Denken und Fühlen in Bismarcks Schatten aufgewachsen. Das ist kein günstiger Standpunkt für den Historiker, der die ihm nötige Übersicht nur aus gemessener Entfernung gewinnen kann.

Nun vollends Bismarcks Jugend! Seit langem ein Spalier für das üppig rankende Blätterwerk der Anekdote, verheißt sie der Geschichtschreibung nur spärliche Ausbeute. Bismarcks Taten fallen in sein reiferes Mannesalter; er gehört nicht zu den Lieblingen der Götter wie Alexander der Große, Raffael oder Mozart, deren Leben vor der Mittagshöhe endete und dennoch unvergängliche Spuren zurückließ. Bismarcks Jugend zeigt uns ein frühes Entfalten und Übersäumen; unverkennbar verlangsamt dann die Maßlosigkeit seiner Selbstbetätigung den Prozeß seines Reifens. Übersättigung und Ungeduld führen seine leidenschaftliche Natur dem moralischen Schiffbruch der Verzweiflung nahe. Aber noch zur rechten Zeit rettet ihn sein guter Genius aus der Brandung an das sichere Ufer eines inneren und äußeren Glückes.

Auf den ersten Blick mag eine solche Jugend den Romandichter stärker fesseln als den Geschichtsforscher. Und doch hatte Goethe recht mit seiner Äußerung zu Eckermann: Die bedeutendste Epoche eines Individuums ist die der Entwicklung. Das trifft auch für Bismarck zu. Für uns und für die Weltgeschichte bleibt der Zeitabschnitt von 1862 bis 1871 weitaus der bedeutendste in Bismarcks Leben. Für die Ausbildung seines Charakters und darum

auch für die letzte Motivierung seiner späteren geschichtlichen Taten sind nichtsdestoweniger seine Anfänge bestimmend.

Es ist sicher kein Zufall, daß sich an die ebenso schwere wie lohnende Aufgabe einer wissenschaftlichen Bearbeitung von Bismarcks Leben derselbe Gelehrte gewagt hat, dem wir die beste Biographie Kaiser Wilhelms des Ersten verdanken: Professor Erich Marcks*). Denn das einzigartige Verhältnis Bismarcks zu Kaiser Wilhelm dem Ersten, das wir mit den überkommenen Wendungen von dem treuen Paladin oder Vasallen nur andeutend umschreiben, erscheint immer bewundernswerter und rühmlicher für beide Teile, je mehr es in seinen Zusammenhängen bekannt wird. So viel steht fest: in dem Gesamtbild der Persönlichkeit Bismarcks ist die freiwillige Unterordnung dieses Genius unter seinen königlichen Herrn der wichtigste und schönste Zug, die Seite seines Verhaltens, von der die hellsten und wärmendsten Lichtstrahlen auf seinen Charakter fallen. Er hatte wohl selbst ein deutliches Gefühl davon. Seine Größe lag sonst nicht in der Richtung eines sittlichen Ideals; die Politik absorbierte ihn. Wenn er wiederholt den alten Ausspruch auf sich anwandte: *patriae inserviendo consumor*, so dachte er dabei vermutlich nicht nur an seine leibliche Gesundheit. Um so aufrichtender war dann für ihn selbst der Rückblick auf das eine, niemals getrüübte Lebensverhältnis, in dessen Wandlungen sich der edle Kern seines Charakters gegen alle äußeren und inneren Anfechtungen behauptet hatte. „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten“ — das war der Ruhmestitel, den kein Geringerer als er selbst für seine Grabinschrift wählte.

Der erste Band des Werkes behandelt Bismarcks Jugend. Er zeigt den Verfasser auf der Höhe seiner Aufgabe. In die handschriftlichen Schätze des Bismarckschen Hauses haben ihm dessen Angehörige bereitwillig Einblick vergönnt, an ihrer Spitze noch Fürst Herbert Bismarck, dessen Andenken Marcks sein Buch in dankbarer Pietät gewidmet hat.

Auf diesen urkundlichen Grundlagen läßt er mit Hilfe einer glänzenden Darstellungskunst, die oft an Dahlmann gemahnt, die Gestalt des jungen Bismarck vor unseren Augen emporkommen. Und kein nachdenklicher Leser wird sich des Staunens darüber erwehren können, wie scharf und deutlich an dem unfertigen Jüngling schon die entscheidenden Charakterzüge des Mannes hervortreten — in dem, was er war, und fast noch mehr in dem, was er nicht war. Denn es ist einmal so: mit allem, was vor ihm als deutsche Typen gelten mochte, hat dieser Bismarck verschwindend wenig gemein. Da ist keine Spur vom Dichter oder Denker; da ist weder eine technische Anlage noch ein persönliches Verhältnis zu irgendeiner Kunst oder Wissenschaft mit alleiniger Ausnahme der Geschichtsschreibung. Auch vom deutschen Träumer ist nichts zu entdecken, nicht im schlimmen und auch nicht im guten Sinne. Dieser Junker Bismarck ist kein blöder Tor; aber vergeblich suchen wir auch bei ihm jene liebenswürdige Be-

*) Bismarck. Eine Biographie. Von Erich Marcks. Erster Band: Bismarcks Jugend. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

scheidenheit, die wir doch mit Fug und Recht eine Zierde der Jugend nennen, und die unter allen menschlichen Tugenden vielleicht die deutscheste ist. Dennoch empfinden wir ihre Abwesenheit an diesem urwüchsigen Charakter kaum als einen Mangel; so reich entschädigt er für alles Versagen seiner Natur durch seine unwiderstehliche Kraft, deren Ausbrüche jedes Durchschnittsmasses zu spotten scheinen. Einen Abkömmling Thors glauben wir vor uns zu sehen oder einen von Shakespeares ungestümen Helden aus Englands Heroenzeit. Wir begreifen, daß von diesem Jungburschen Bescheidenheit erwarten sein Wesen und sein Daseinsrecht verkennen heißt. Alle Fasern seines Wesens wiesen ihn auf Kampf und Sieg.

So verkörperte Bismarck nach dem ganzen Zuschnitt seines Wesens eine neue Mischung des deutschen Charakters. Und wie verschieden auch diese Mischung von der Goethes ausfiel, in dem Verhältnis des väterlichen und des mütterlichen Elements besteht zwischen Bismarck und Goethe eine auffallende Übereinstimmung. Denn ganz augenscheinlich verdanken beide Männer ihren Vätern den kräftigen Bau ihres Körpers wie ihres Willens und ebenso die bestimmende Richtung dieses Willens auf das Positive: auf die Bezähmung ihrer leidenschaftlichen Natur und auf die endliche Einfügung ihrer selbstherrlichen Sinnesart in die vorgesundene Staats- und Gesellschaftsordnung. Dies ist es, was Goethe in seiner bekannten Strophe „des Lebens ernstes Führen“ nennt. Dagegen verraten sich ihre geistigen Anlagen nicht minder deutlich als mütterliches Erbteil. Bismarcks Vorfahren von mütterlicher Seite waren Gelehrte und Hofbeamte. Der Großvater Mendén hatte auch eine diplomatische Stellung in Stockholm mit Ehren bekleidet. Aus mehrfachen Äußerungen Bismarcks wissen wir — die ausführlichste enthält wohl sein Brief an Kaiser Wilhelm vom 24. Dezember 1872 —, daß er trotz seiner beispiellosen Erfolge als Diplomat und Staatsmann im Grunde doch seine militärischen Anlagen für die ursprünglich überwiegenden hielt. Unwillkürlich erinnern wir uns dabei an Friedrich den Großen, der ebenfalls, nur in umgekehrter Richtung wie Bismarck, seine Leistungen als Herrscher und Feldherr geringer bewertete als seine Liebhabereien und auf seine ruhmreichsten Siege nicht so stolz war als auf einen gelungenen Versuch in Versen. Vielleicht beobachtete sich Bismarck richtiger als König Friedrich, wenn er auf dem Grunde seines Herzens eine größere Vorliebe für das Schwert entdeckte als für die Feder. Das darf uns indessen nicht abhalten, schon an dem Jüngling eine auffallende Federgewandtheit festzustellen, wie sie in seinem Stande selten anzutreffen war. Ohne Frage haben wir in dieser Begabung, die für Bismarcks Laufbahn entscheidend wurde, ein mütterliches Erbteil zu erblicken. Marcks bezeichnet die Briefe des Vaters als gemütvoll und verständig, aber nicht frei von Verstößen gegen Grammatik und Rechtschreibung, während die Briefe der Mutter die geistige Kultur ihrer Zeit an sich trugen, wenn sie auch an Wärme der Empfindung den Briefen des Vaters nachstanden. Bismarcks eigenes Verhältnis zur deutschen Schriftsprache ist das des geborenen Schriftstellers. Das gilt zunächst schon für

das Mechanische des Handwerks, dessen Wert so oft unterschätzt wird. Wir hören von Bismarck selbst, daß er als junger Auskulturator am Berliner Kriminalgericht über Gebühr zum Protokollführer herangezogen wurde, weil er besonders schnell und lesbar schrieb. Die charakteristische Schönheit seiner Handschrift ist heute wohl jedem gebildeten Deutschen vertraut. Wichtiger als sie ist Bismarcks stilistische Begabung. Auch auf diesem Felde kündigt sich die Meisterschaft des Mannes in seinen Jugendjahren deutlich an. Bismarcks Briefe an Eltern und Geschwister, an Verwandte und Freunde sind von Anfang an lebendig und fesselnd geschrieben. Ihre bekannten Vorzüge sind schon den Jugendbriefen eigen: Reichthum des Ausdrucks, Anschaulichkeit der Schilderung und ein sprudelnder Humor. Von den frühesten Meistern des Briefstils, den Franzosen, stammt die goldene Regel: „Schreibe, wie du sprichst.“ In dieser Kunst ist Bismarck unübertroffen.

Seine stilistische Begabung zeigt sich aber nicht nur in Briefen. Im Februar 1843 schrieb er seinen ersten Zeitungsbeitrag; nach der Gründung der Kreuzzeitung im Jahre 1848 hat Bismarck einige Jahre zu ihren ständigen Mitarbeitern gehört. Talent und Übung vereinigten sich so, um zuletzt die vollendete Beherrschung des schriftlichen Ausdrucks hervorzubringen, die den späteren Bismarck auszeichnete.

Daß diese ausgesprochene schriftstellerische Befähigung auf Bismarcks mütterliche Vorfahren zurückweist, leuchtet ohne weiteres ein. Sie war übrigens keine vereinzelte Fähigkeit. Otto v. Bismarck zeigte schon auf der Schule einen ungewöhnlich offenen Kopf; erst siebzehnjährig verließ er sie Ostern 1832 mit dem Reisezeugnis, ohne sich doch sonderlich angestrengt zu haben. Wenn von Wissensdurst bei ihm gesprochen werden kann, so äußerte sich dieser vornehmlich in einem ausgeprägten Lesebedürfnis. Geschichte und Literatur, auch ausländische Dichter beschäftigten ihn viel. Liebe zur Wissenschaft hat ihm selbst die Hochschule nicht einzulösen vermocht. Hervorragende Gelehrte wie Dahlmann in Göttingen und Savigny in Berlin haben Bismarck nicht merklich beeinflusst. Der Schule verdankte er wenig, dem Leben mehr, das meiste seiner angeborenen Naturkraft. Der Schwerpunkt seines Daseins lag auch während der Universitätsjahre nicht in den Hörsälen, sondern in dem studentischen Leben mit der Devise: „Frei ist der Bursch“. In den drei ersten Semestern bestand er fünfundzwanzig Mensuren. Nach einem Konflikt zwischen den Göttinger Korps und der Universitätsbehörde übernahm Bismarck freiwillig die Rolle des Sündenbocks, weil die Strafen der Georgia Augusta für ihn als Preußen weniger nachteilige Folgen hatten als für seine hannoverschen Korpsbrüder.

Ein unmittelbares Vorgefühl seines Berufes äußert sich in Bismarcks Neigung zum Verkehr mit Engländern und Anglo-Amerikanern, wie in Göttingen so später in Aachen. Sie verhalf ihm zu einer anregenden Freundschaft mit dem nachmaligen Historiker John Lothrop Motley, der beide Teile eine folgenreiche Erweiterung ihres Gesichtskreises verdankten. Diese amerikanischen Freundschaften

schaften bestätigen Bismarcks Bemerkung in den „Gedanken und Erinnerungen“, von Standeshochmut wäre er schon in seiner Jugend frei gewesen. Er fühlte sich als Nachkomme seiner Vorfahren und suchte ihnen Ehre zu machen, aber ohne Überhebung gegen andere. Auch im Korps verkehrte er vorwiegend mit Bürgerlichen. Die Burschenschaftler, denen er sich anfangs anschloß, erschienen ihm freilich in ihrem Auftreten zu formlos und in ihren Ansichten zu weltfremd.

Es lohnt sich, in diesem Zusammenhange bei den politischen Ansichten des jungen Bismarck einen Augenblick zu verweilen. Im ersten Satze der „Gedanken und Erinnerungen“ spricht er selbst aus der Zeit seines Abganges von der Schule über seine damalige Ansicht, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, aber wenige Zeilen weiter dann auch über die angeborenen preußisch-monarchischen Gefühle, die durch deutsch-nationale Eindrücke seiner Knabenzeit nicht auszutilgen waren. Für die ganze politische Struktur des Mannes ist diese kurze Gegenüberstellung aus seiner Entwicklungszeit bezeichnend. Nach der landläufigen Meinung seiner Zeitgenossen hat Bismarck später in seinen politischen Anschauungen manche unvermittelte Wandlung durchgemacht. Er hat es sich nacheinander gefallen lassen müssen, von konservativen und von liberalen Freunden als ein Abtrünniger angesehen zu werden. In Wahrheit umspannte er mit seinem geräumigen Verstande von Anfang an die verschiedensten politischen Möglichkeiten. Wie er es aber selbst schon aus dem Jahre 1832 berichtet, so ist es sein Leben hindurch geblieben: Sein Verständnis für fremde Meinungen und für ihre Berechtigung unter bestimmten Verhältnissen erstreckte sich von der Republik bis zur altpreußischen Überlieferung. Allein das Übergewicht in ihm behaupteten allezeit, wie er selbst sie nennt, angeborene preußisch-monarchische Gefühle.

Mit irgendeinem Parteiprogramm werden diese angeborenen Gefühle schon in dem jugendlichen Bismarck nicht mehr gemein gehabt haben als die junge Fichte im Walde mit einem Türpfosten. Marcks räumt aber auch — zum erstenmal mit unwiderleglicher Klarheit — mit der alten Legende auf, daß sich Bismarcks politische Ansichten vor seiner Ernennung zum Bundestagsgesandten in nichts von der konservativen Schablone unterschieden hätten, und ebenso mit der noch heute verbreiteten Verwechslung der Begriffe konservativ und gouvernemental. In der scharfen Trennung und souveränen Auseinanderhaltung dieser Begriffe vom ersten bis zum letzten Kapitel des Buches, vor allem in der gemeinverständlichen Zurückführung der konservativen Sinnesart auf die ständische Überlieferung und Anschauung der Landbevölkerung liegt vielleicht nicht das letzte Verdienst des Verfassers. Allerdings forderte der Stoff gebieterisch zu solcher Klarstellung auf; denn mehr oder weniger mutwillige Fehden des Junkers Bismarck mit den hohen Provinzialregierungen durchziehen die Geschichte seiner Jugendjahre wie ein roter Faden. Der klassische Brief von 1838 an die Gräfin Bismarck-Bohlen, mit dem er der Bureaucratie die Gefolgschaft auf sagte,

wirkt bis auf den heutigen Tag überzeugender als die leidenschaftlichsten Anklagen gemäßigter Bürgermeister.

Ebenso wie 1832 die Schulzeit, endete 1835 auch das Universitätsstudium trotz spät einsetzenden Fleißes mit einem frühzeitigen und wohlbestandenem Auskultatorexamen. Allem Leichtfinn zum Trotz offenbart sich darin ein gewisser Ehrgeiz, der so schnell wie möglich vorwärts drängt, allerdings nicht der äußerliche Ehrgeiz des Strebers, dem es nicht auf eigene Leistungen ankommt, sondern nur auf äußere Erfolge. „Ich glaube schwerlich,“ schrieb Bismarck 1835 als zwanzigjähriger Auskulturator einem Freunde, „daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Zieles, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswerteste Vornehmheit entschädigen wird für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird.“ Um Flitter war es ihm also schon damals nicht zu tun. Was ihn vorwärts trieb, war der Drang einer außerordentlichen Begabung nach einem passenden Felde für ihre Betätigung.

Welches Feld seiner Tätigkeit schwebte aber dem jungen Bismarck bei seinen juristischen Studien und bei der Ablegung der Auskultatortprüfung vor? Er gibt uns die Antwort im ersten Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen“ mit dem bemerkenswerten Satz: „Ich hatte, solange ich in dem damaligen Alter an eine Beamtenlaufbahn ernstlich dachte, die diplomatische im Auge.“ Es war gewiß nicht von ungefähr, daß diese Sinnesrichtung den Wünschen der Mutter entsprach. Sie war selbst klug und ehrgeizig und erkannte früh die hervorragende Begabung ihres zweiten Sohnes. Daher dachte sie sich ihn gern in der bevorzugten Laufbahn des Diplomaten, in der schon ihr Vater sein Glück gemacht hatte. Früh weckte sie in ihm den Sinn für seinen späteren Beruf. Wenn seine eigenen Neigungen die gleiche Richtung einschlugen, so beweist das, wie richtig ihn die Mutter beurteilt hatte. In das geschichtliche Verdienst, unseren größten Diplomaten entdeckt zu haben, teilt sich Bismarcks Mutter nur mit seinem König Friedrich Wilhelm dem Vierten, der im Jahre 1851 den Reichshauptmann v. Bismarck ohne irgendein diplomatisches Examen zum Geheimen Legationsrat und wenige Monate später zum Gesandten ernannte.

Von 1835 bis dahin sollten freilich noch sechzehn Jahre ins Land gehen. Den ersten Schritt, um in die diplomatische Laufbahn zu gelangen, tat Bismarck bald nach der Auskultatortprüfung, indem er dem Minister des Auswärtigen Ancillon seine Wünsche vortrug. Dieser stieß sich an Bismarcks landständischer Herkunft; er riet ihm, Regierungsassessor zu werden und auf dem Umwege über den Zollverein in die bundesstaatliche Diplomatie überzutreten. Der junge Bismarck fügte sich. Er durchlief die vorgeschriebenen Studien des Auskultators bei der Kriminal- und der Zivilabteilung des Berliner Stadtgerichts. So wenig anregend diese Beschäftigung an sich auch war, genügte doch ihr unmittelbarer Zusammenhang mit dem wirklichen Leben, um Bismarcks ganz auf das Praktische gerichteten Sinn und sein Pflichtgefühl auf der Stelle in Tätigkeit zu

sehen. Seine Zeugnisse aus dieser Zeit rühmen seine Begabung wie seinen Fleiß und Eifer.

Im Januar 1836 bewarb er sich bei dem Präsidenten der Aachener Regierung um seine Zulassung als Referendar. Das damals noch erforderliche Examen bestand er in seinem schriftlichen und mündlichen Teil mit dem Prädikat „sehr gut“. Er selbst erzählt uns, daß seine Wahl auf Aachen fiel, um den Umweg zur Diplomatie abzukürzen. Der Kursus der Referendare dauerte bei den altpreussischen Regierungen drei, bei den rheinischen nur zwei Jahre. Bismarck suchte also sein diplomatisches Lebensziel so bald wie möglich zu erreichen. Die Regierungsgeschäfte fesselten ihn nicht trotz der hervorragenden Eigenschaften des Präsidenten Grafen Arnim, der sich für die Ausbildung des Referendars v. Bismarck persönlich interessierte. Was diesen abstieß, war der lose Zusammenhang der Bezirksbehörde mit dem Volksleben. Seine Arbeiten gewannen dadurch in seinen eigenen Augen den Charakter von Schulaufgaben, mehr zu seiner Ausbildung bestimmt als von Nutzen für andere. Sein Blick war auf die Außenwelt gerichtet; mit ihr sich zu messen und seine Kräfte an ihr zu erproben, das reizte ihn. Von der Elbe schrieb er im Februar 1847 als Deichhauptmann an seine Braut: „Wenn sie alle Jahre so langweilig sanftmütig sein will, so würde ich das Kommando über ihre Fluten niederlegen. Ehe ich träge Pferde reite, gehe ich lieber zu Fuß.“ Menschen solchen Schlages verlangen jeden Tag nach einer neuen Anspannung ihres Willens. Lediglich zur Mehrung ihres Wissens oder zum Zweck ihres Fortkommens sich nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, pflegt nicht nach ihrem Geschmack zu sein.

In Aachen geriet das wilde Blut des jungen Heißsporns mit den Anforderungen des Dienstes in offenen Zwiespalt. Das rheinische Kapua war damals noch mehr als heute ein europäisches Weltbad. Bismarcks alte Vorliebe für das weltmännische Auftreten der Angelsachsen ließ ihn auch hier in einem Kreise vornehmer Engländer heimisch werden. Zum erstenmal in seinem Leben erfaßte den Zweiundzwanzigjährigen eine Liebesleidenschaft von elementarer Gewalt. Im Juli 1837 verließ er Aachen mit unbekanntem Ziel. Im September kam er von Straßburg aus um Verlängerung seines längst überschrittenen Urlaubs ein. Gleichzeitig schrieb er einem Freunde, er wäre mit einer jungen Britin von blondem Haar und seltener Schönheit verlobt, die er im nächsten Jahre heiraten würde. Bismarcks kränklichem Vater gelang es, im November den Ausreißer zur Heimkehr zu bewegen; Aachen sah ihn nicht wieder. Sein nachträgliches Entlassungsgesuch wurde von dem wohlmeinenden Grafen Arnim ohne jede Sühne für die eigenmächtige Entfernung genehmigt mit einem immerhin vorteilhaften Zeugnis über Bismarcks Kenntnisse und Anlagen.

Er trat zur Potsdamer Regierung über, bei der er aber nur vom Dezember 1837 bis Ende März 1838 gearbeitet hat. Im Sommer 1838 reifte sein Entschluß, dem Staatsdienst zu entsagen. Positives und Negatives wirkten dabei zusammen, einerseits die Notwendigkeit, seinem alternden Vater bei der

Bewirtschaftung seiner pommerschen Güter beizustehen, anderseits zunehmende Abneigung gegen den Zwang des Bureaudienstes. Das negative Moment überwog. Negativ war es freilich nur scheinbar; denn im Grunde war es angeborener Latendrang, was den jungen Bismarck das bureaukratische Joch nicht länger ertragen ließ. Vollends in die unselbständige Rolle eines Referendars hatte er sich in Potsdam so wenig zu finden vermocht wie in Aachen. Nach mehrfach verlängertem Urlaub erhielt er im Herbst 1839 seine Entlassung. Seine Mutter, die wohl kaum seinen Schritt gebilligt hätte, war am 1. Januar 1839 gestorben.

Es folgten von 1839 bis 1845 die Kniephöfer Jahre, die Jahre des Aufstrebens in ländlicher Ungebundenheit. Auch in diesem Zeitraum ist Bismarck nicht müßig gewesen. Gemeinschaftlich arbeiteten er und sein älterer Bruder Bernhard an der Hebung des gesunkenen Werts ihrer pommerschen Güter. Trotz seiner Trinkerzesse und mancher Extravaganzen erwarb sich Bismarck bald den Ruf eines tüchtigen Landwirts und glänzenden Kavaliere. Ihm selbst aber gewährte auch dieses Leben keine innere Befriedigung. Den deutlichsten Beweis dafür liefert sein äußerlich ganz unvermittelter Anlauf zur Rückkehr in den Staatsdienst im Jahre 1844. Noch einmal übernahm die Potsdamer Regierung den Neunundzwanzigjährigen als Referendar; aber schon nach vierzehn Tagen war der Versuch gescheitert. Bismarck kehrte nach Pommern zurück. Ein fünfjähriges Leben auf dem Lande hatte ihn nicht fügsamer gemacht. Er konnte, wenn überhaupt im Staatsdienst, nur noch in leitender Stellung Verwendung finden. Einstweilen kehrte er ihm entschlossen den Rücken und suchte den nötigen Spielraum für seine überschäumende Kraft auf dem Felde der ständischen Selbstverwaltung. Zum Kreisdeputierten hatte der Kreistag des Naugarder Kreises den siebenundzwanzigjährigen Besitzer des Gutes Kniephof schon 1842 gewählt. Diese Stellung gewährte ihm indessen nur vorübergehende Beschäftigung. Anhaltendere Arbeit leistete er aus eigenem Antriebe für seine ländlichen Standesgenossen in der Frage einer Reform der Patrimonialgerichte. Seine Rührigkeit auf diesem Gebiet verschaffte ihm zuerst einen Namen in weiteren Kreisen und baute ihm damit die Brücke, über die er 1847 in den Vereinigten Landtag gelangte.

Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1845 hatte Bismarck Pommern verlassen, um in Schönhausen den Besitz und die Bewirtschaftung des Stammgutes der Familie zu übernehmen. Hier erlangte er zum erstenmal einen ihm zusagenden Wirkungskreis: erst einunddreißigjährig, wurde er 1846 zum Deichhauptmann des rechtsseitigen Ebbeiches ernannt. Mit Eifer und Erfolg oblag er den Pflichten seiner neuen Stellung. Wiederholt vertröstete er die ferne Braut in Pommern, wenn er die Reise zu ihr verschieben mußte, daß ihn die Verhältnisse nicht fortließen.

Diese Braut gewann er sich im Januar 1847 in Johanna v. Puttkamer aus Reinfeld in Hinterpommern. Die Bekanntschaft mit ihr hatte schon die letzten Jahre vor der Verlobung mit einem neuen Inhalt erfüllt. Die Braut und ihre Eltern lebten ganz in dem Anschauungskreise des Pietismus. Bismarck

stand ungefähr auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Als angehender Pantheist hatte er die Schule verlassen und sich seitdem zum ausgesprochenen Skeptiker entwickelt, ohne sich freilich jemals befriedigt zu fühlen. In Kniephof war er einem einflussreichen Kreise pommerischer Pietisten nahe getreten; durch sie lernte er Johanna v. Puttkamer kennen. Im Juli 1847 führte er sie heim. Ihr starker Einfluß auf Bismarcks religiöse Vorstellungen ist in den folgenden Jahren unverkennbar. Unzweifelhaft hätte sie ihn weder erworben noch behauptet, wäre sie nicht mit ungewöhnlichen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattet gewesen, die dem großen Gefährten ihres Lebens die solange vergeblich gesuchte Ergänzung seines Wesens vermittelten.

Wie sich die Sinnesänderung allmählich in Bismarck vorbereitet hat, wie Byronischer Welterschmerz und philosophische Konstruktionen seinem religiösen Bedürfnis je länger um so weniger genügten, bis ihn vorbildliche Befenner des Christenglaubens durch die ungesuchte Beweiskraft ihres Lebenswandels für diesen Glauben gewannen, das wird von Marcks mit eindringendem Verständnis geschildert. Von großer Feinheit ist die Andeutung der Grenzlinien, die Bismarck auch nach seiner „Bekehrung“ den pommerischen Freunden und der Braut gegenüber einhielt. Dennoch wird vermutlich mancher Leser diese Abschnitte des Werkes mit stillen Vorbehalten versehen. Der Bekehrung Bismarcks fehlte — wie mancher anderen — nicht die Mitwirkung eines vorausgegangenen sittlichen und geistigen Schiffbruchs. So wenig dieser Umstand ihren Wert in den Augen bibelgläubiger Christen vermindert, denen nun einmal der büßende Sünder über dem „Gerechten“ steht, so wenig darf er übersehen werden, wenn nicht dem dogmatischen Standpunkt ein unberechtigtes Zugeständnis gemacht werden und Bismarcks innere Umkehr ein unverdientes Relief erhalten soll. Könnte man hierin eine Lücke finden, so fragt es sich im übrigen, ob nicht der ganze Abschnitt durch eine weniger ausführliche Behandlung gewonnen hätte. Der spätere Bismarck war in religiöser Hinsicht eine neutrale Größe. Was auch dafür und dawider gesagt werden mag, er war so wenig ein frommer Christ wie ein Leugner. Sein Verhalten gegen Stöcker besagt in dieser Hinsicht mehr als viele Worte. Uns Deutschen bleibt Bismarck der verkörperte politische Verstand, mehr brauchen wir nicht von ihm zu fordern. Seine geschichtliche Wirksamkeit berührte das kirchliche Gebiet nur während des Kulturkampfes und zeigte ihn damals mit diesem Gebiete wenig vertraut. Man tut ihm schwerlich unrecht, wenn man seine religiösen Wandlungen als Ereignisse ansieht, die ohne weitreichende Folgen geblieben sind.

Mit Bismarcks Verlobung, die seiner Sinnesänderung das äußere Siegel aufdrückte, schließt seine Jugend ab. Marcks hat ihre Geschichte noch auf den Vereinigten Landtag von 1847 ausgedehnt und den ersten Band seiner Lebensbeschreibung bis zum Vorabend der Märztage von 1848 fortgeführt. Für Bismarck bedeutete indessen nicht der Aufstand des 18. März, sondern der Vereinigte Landtag den Beginn seiner politischen Laufbahn. Bis dahin ist alles

vorbereitende Entwicklung. In den Nebekämpfen des Landtags tritt er an die Öffentlichkeit und zeigt den verblüfften Volksgenossen einen fertigen Charakter von unverkennbarer Eigenart, der sich außerhalb des brandenden Strudels der Zeitströmung vollkommen selbstherrlich seinen Standpunkt wählt.

Der Wichtigkeit des Vereinigten Landtags für Bismarcks Werdegang wird Marcks vollkommen gerecht; seine Darstellung gibt gerade hier ihr Bestes. Dabei raubt ihm warme Bewunderung für seinen Helden auch an dieser Stelle nicht die Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit seines Urteils. Er versteht es, Bismarcks Gegensatz zu den Liberalen von 1847 als individuelle Notwendigkeit verständlich zu machen, ohne sich den Gegensatz in seiner Einseitigkeit anzueignen. So erschließt er uns die Einsicht, daß der Vereinigte Landtag wohl den politischen Charakter Bismarcks entbunden hat, aber noch nicht seinen politischen Genius. Dem würde an den damaligen liberalen Forderungen trotz formeller Gebrechen ihre innere Berechtigung nach den königlichen Emanationen von 1815 und 1820 nicht entgangen sein. Noch sehen wir Bismarck mit kräftigen Vorurteilen behaftet und geradezu stolz auf sie. Auch das spricht in Wahrheit für die Ursprünglichkeit seiner Natur. Jedenfalls dürfen wir uns im Rückblick auf die Kämpfe jener vierziger Jahre zu Bismarcks Parteinahme beglückwünschen. Denn wenn ihm damals schon die Weite seines späteren Gesichtskreises zu Gebote gestanden und auch er wie sein Antipode, der westfälische Freiherr Vincke, die Sache des nationalen Liberalismus zu der seinigen gemacht hätte, so würde er schwerlich jemals den Weg an die Seite Friedrich Wilhelms des Vierten und des preußischen Königshauses zurückgefunden haben. Entweder hätte auch dann das Königtum gesiegt, aber folgerechterweise in dauernder Anlehnung an Österreich und Rußland — oder die demokratische Flutwelle hätte die preußische Heeresverfassung unterwaschen und unser Land in blutigen Aufständen zerrüttet, die es noch einmal wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges zur Beute unserer Nachbarn gemacht haben würden.

Was Bismarck 1847 an Verständnis für die Bedürfnisse und das Empfinden breiter Volksschichten abging, das ersetzte und überholte er weit durch den Vorsprung an Charakter, der seinem Denken und Wollen eine unvergleichliche Geschlossenheit verlieh. In dem stürmischen Auftritt am 17. Mai erblickt Marcks mit Recht die erste Offenbarung dieses Charakters. In einer Frage, die Preußens Verhältnis zum Ausland anging, nämlich den Ausbruch des Krieges von 1813, geißelte Bismarck spöttisch die herrschende Anschauung, die unter den Triebkräften jener Bewegung Fürst und Untertanen als zwei getrennte Bestandteile des Volkskörpers unterschied, um aus der Erhebung des Volkes einen Rechtsanspruch gegen den König herleiten zu können. Bismarck erblickte gegenüber der napoleonischen Fremdherrschaft allein das Vaterland, dessen Unabhängigkeit für Preußens Fürst und Volk die gleiche unteilbare Forderung ihrer Selbstachtung bildete, einen kategorischen Imperativ der Pflicht. Uns mag solche Auffassung selbstverständlich scheinen, vor sechzig Jahren war sie es so wenig, daß selbst Partei-

genossen den Redner mißverstanden und er in dem allgemeinen Tumult minutenlang nicht zu Worte kam. Tatsächlich hatte er in diesem Augenblick durch die Befundung eines nationalen Sinnes von antiker Einfalt und Stärke alle Freunde und Gegner mit einem Sprunge überholt. Aus solchem Holz mußte der Staatsmann geschmitten sein, der dem Elend unserer staatlichen Zerrissenheit ein Ende machen sollte.

Betrachten wir rückblickend den weiten Umweg, auf dem Bismarcks Genius seinen Lebensberuf erreichte, so glauben wir Faustens Ausruf zu hören: „Ach unsre Taten selbst, so gut als unsre Leiden, sie hemmen unsres Lebens Gang.“ Jahrelang fühlt er sich vom Staatsdienst wie von der Landwirtschaft abwechselnd angezogen und abgestoßen, und sichtlich hängt der jeweilige Überdruß mit der schmerzenden Einsicht zusammen, daß sein ungestümes Temperament jede Schranke des Berufs durchbricht. Das ist in der Tat der stärkste Eindruck, den das Buch von Marcks in uns hinterläßt: eine unersättliche Kraft, deren Übermaß ihr Ausreifen verzögert und die in jähem Wechsel von Anstieg und Absprung ein aus Bewunderung und Teilnahme gemischtes Gefühl in uns erregt. Fast will es scheinen, als gehörte dieser faustische Sturm und Drang zum Entwicklungsgange der großen Männer unseres Volkes. Stürme der Leidenschaft müssen erst ihr Inneres in seinen Tiefen aufwühlen, ehe ihre Vernunft die Oberhand gewinnt und ihre Kräfte den unpersönlichen Aufgaben der Allgemeinheit dienstbar macht. Wenn dem aber so ist, wenn die weiträumige und tiefgründige Anlage des Deutschen ein langsameres Wachstum bedingt, dann erkennen wir auch in dem „tollen Bismarck“ dieser Jugendjahre nicht ohne innere Ergriffenheit den echten Sohn seines Volkes.



Aus Briefen der Wertherzeit

Von Hermann Bräuning = Oktavio = Darmstadt
(Nachdruck verboten.)

IV.

Darmstadt, den 12. Januar 1778.

... Von Lavater sagt man, wie folgt (ob die Nachricht kanonisch oder apokryptisch ist, weiß ich nicht gewiß; ich theile sie Ihnen genau mit) hören Sie dann: Lavater, der gehört, daß seine Gläubigen in Deutschland u. a. — *εν τη διασπορή* — durch Nicolais 1777 in Berlin und Leipzig erschienene Schriften im Glauben zu wanken anfangen, ja den Abfall drohten: will sich, von Häfeli und Stolz begleitet, im kommenden Frühling aufmachen, und gen Deutschland ziehen, um theils die Schwachen im Glauben zu stärken und weiter zu gründen, theils, wo möglich seine Gemeinen noch zu vergrößern, — zuvörderst denn, um seine Wunderkraft zu legitimieren, und allen Zweiflern